

## **„Dem Schicksal in den Rachen greifen...“ Beethovens Lockdown**

von Lutz Riehl

Das Jahr 2020 wurde vor allem von einem Thema dominiert – Corona und seine Folgen. Hätte man im Januar die Frage gestellt, welche Themen wohl dieses Jahr im Mittelpunkt des Interesses stehen, wäre ein Name sicher des Öfteren gefallen: Ludwig van Beethoven, dessen 250. Geburtstag groß gefeiert werden sollte – allein, es kam anders.

Das Tagesgeschehen drängte Beethoven und seine Musik rasch in den Hintergrund, dabei passen Beethoven und Corona im Grunde hervorragend zusammen. Der gesellschaftliche Lockdown ist mittlerweile Realität geworden, eine Tatsache, mit der die meisten Menschen nur schwer umgehen können. Wollten wir aber einen „Experten“ in Sachen Lockdown befragen, so müssten wir uns an Ludwig van Beethoven wenden.

Lange vor uns war er bereits mit „social distancing“ konfrontiert. Anfang der 1800er Jahre – Beethoven war Anfang Dreißig und hatte mit einer Sinfonie und auch als Klaviervirtuose in Wien Aufmerksamkeit erregt – macht sich bei dem jungen Künstler ein Ohrenleiden bemerkbar. Heutzutage wäre es heilbar gewesen, damals bedeutete es die Diagnose: Ertaubung. Für Beethoven zweifellos eine doppelte Tragödie: Zum einen wegen dem Verlust seiner Umwelt. Ein Mensch, der ertaubt, kann Unterhaltungen schwer bzw. gar nicht mehr folgen und somit auch nicht mehr an ihnen teilnehmen – Gebärdensprache war damals gesellschaftlich weder erforscht noch anerkannt. Er wird zunehmend misstrauisch und launisch anderen gegenüber, was zu Depressionen und zum Suizid führen kann. In seinem „Heiligenstädter Testament“, einem Brief an seine Brüder von 1802, nennt er das Problem beim Namen, wenn er schreibt: *„Wie ein Verkannter muss ich leben; nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heisse Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. – (...) Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung: es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. - Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück.“*

Die Berufung als Musiker bildet die zweite Tragödie seiner Ertaubung. So berichtet er ebenfalls im „Heiligenstädter Testament“, dass er nicht mehr das Flötenspiel oder den Gesang des Hirten hören könne. Bedeutet so etwas nicht den Todesstoß für eine musikalische Laufbahn?

Aber Beethoven resignierte nicht, bereits am 16. November 1801 schrieb er seinem Jugendfreund Franz Gerhard Wegeler: *„Ich will dem Schicksaal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht!“*



Allegro assai. (♩ = 80.)

100

110

120

Vc. Cb. *p*

Vc. Cb. *cresc. p cresc.*

Fg. *p*

Vla. *(arco) p sempre p*

Vc. *p p sempre p*

Cb. *p sempre p*

Die erste Präsentation dieses Freude-Themas ist ebenso einfach wie genial: Beethoven lässt es viermal spielen und wählt dafür jedes Mal andere Instrumente. Vorgestellt wird es von Kontrabässen und Celli, also den tiefen Streichern, bei der ersten Wiederholung kommen Bratschen und ein Fagott hinzu, die zweite Wiederholung wird von allen Streichinstrumenten gespielt, die letzte vom gesamten Orchester. Im Verlauf kommen nicht nur mehr Instrumente hinzu, auch die Lautstärke wird gesteigert. Den Hörern prägt sich das neue Thema somit viel besser ein. Interessant ist vor allem die erste Wiederholung (ihr Beginn ist noch im Notenbeispiel zu erkennen), zu den Bratschen, die das Freuden-Thema spielen, kommt noch das Fagott hinzu, das eine Art Gegenstimme spielt. Der Pianist Stefan Mikisch beschreibt diese Stimme als „Gehörlosenmusik“, da sie allein aus der Vorstellungskraft entstanden sein müsse – vom reinen Höreindruck her, könne einem so etwas nicht einfallen.

Die Sinfonie endet mit einem lautstarken Jubel, bei dem die verschiedenen Stimmen von Chor und Orchester so ineinander verzahnt sind, dass man den gesungenen Text nicht mehr verstehen kann – aber das ist auch nicht notwendig. Der Sinn hinter diesem laut auftrumpfenden Schluss wird ersichtlich, wenn man sich Beethovens persönliche Situation vor Augen führt. Diese Musik wirkt wie ein „Anschreien gegen die Ertaubung“, wie der Wunsch, dass alles Leid zu etwas Positivem führt, das man sich notfalls erkämpfen muss.

Aufgrund seiner Ertaubung schuf sich Beethoven eine „innere Welt“, in der er sich nur auf sich selbst und seine Musik konzentrieren konnte. Hierfür genügte kleine musikalische Ideen und Themen (wie z. B. in der 5. Sinfonie), um sich daraus mittels seiner Vorstellungskraft eine eigene Klangwelt zu schaffen. Dieses Abgeschnitten-Sein von der Außenwelt und die damit verbundene hohe Konzentration auf das Komponieren ließ ihn Werke erschaffen, die seiner Zeit weit voraus waren. Es gelang ihm also, die Krise des persönlichen Lockdowns zu nutzen, um etwas Neues zu schaffen.

Beethoven ist jedoch kein Einzelfall. Viele Menschen waren und sind von persönlichen Lockdowns betroffen, so etwa auch der Physiker Stephen Hawking. Oftmals blockiert ein solcher Lockdown die Quelle der Kreativität. So konnte beispielsweise der Komiker Heinz Erhardt nach einem Schlaganfall in den letzten acht Jahren seines Lebens nicht mehr sprechen, für einen Mann des geschliffenen Wortes zweifellos eine schwere Last. Ganz zu schweigen von den Millionen von Menschen, die aufgrund von Krankheiten oder Behinderungen zu einem Leben in Lockdown und „social distancing“ gezwungen sind – Was ist mit denen?

Was hätten wohl Ludwig van Beethoven und all die anderen gesagt, wären ihm unsere heutigen Probleme mit dem Thema „Lockdown“ bekannt? Sie würden vermutlich gerne mit uns tauschen. Der Corona-Lockdown wird uns zwar einige Monate in Anspruch nehmen, aber Beethovens krankheitsbedingter Lockdown dauerte fast dreißig Jahre. Er hat sich nicht hängen lassen, hat nach vorne gedacht und aus seinen scheinbar begrenzten Möglichkeiten das Beste gemacht.

Hören wir also auf, über Corona und den Lockdown zu jammern – machen wir es wie Beethoven und greifen dem Schicksal in den Rachen!